



Deuticke

Peter Henisch

SUCHBILD MIT
KATZE

Roman

hereingekommen.

Damals war die Tür, die dort hinausführte, noch offen. Die Tür, die mein Vater dann zugenanagelt hatte. Und meine Mutter hatte einen Vorhang aus einem hübschen hellen Stoff gesäumt. Einen Vorhang, hinter dem man diese Tür dann kaum mehr wahrnahm.

Nur die Katze schnupperte noch manchmal dort herum. Unten, wo doch ein bisschen Zugluft hereinkam. Witterte etwas und sah sinnend drein. Als ob sie sich an etwas dort draußen erinnerte.

Aber wir brauchen uns nicht zu fürchten, sagte mein Vater. Er hatte nicht nur die Tür zugenanagelt, er hatte auch sonst viel getan. Die alten Tapeten von den Wänden gerissen und die Wanzen dahinter vertilgt. Die Wände und den Plafond geweißt, mit einem Tschako aus Zeitungspapier auf dem Kopf und einem breiten Pinsel in der Hand, auf einer Leiter stehend, die aussah wie der Buchstabe A, den ich im Vorschulalter schon lesen und schreiben konnte.

Er hatte gehämmert, gesägt, gefeilt und gehobelt. Er hatte aufgestemmt und zugegipst. Er verlegte elektrische Drähte und montierte Steckdosen. Zwar glaube ich mich zu erinnern, dass er sich im Zuge dieser Aktivitäten manchmal verletzte (der schwarzblaue Daumennagel an seiner linken Hand, dessen Anblick mir immer ein bisschen unangenehm gewesen ist, war vielleicht ein Andenken daran), doch er war tapfer und machte eifrig weiter - mit dem schönen Elan eines Neubeginns.

Und natürlich richtete er sich ein Labor ein. Mein Vater, der Fotograf. Dort verwandelte er Negative in Positive. Mein Vater, der Zauberer, der Illusionist. Wir haben es doch ganz gut, sagte er, wir haben es doch ganz schön. Und vor allem haben wir Glück.

Mit dieser Wohnung zum Beispiel. Manchmal, wenn Gäste da waren, erzählte mein Vater, wie wir zu dieser Wohnung gekommen waren. Er habe sie, sagte er, im Tausch gegen einen Wintermantel erworben. Das war so: Der vorige Mieter, der beim Absturz des Zimmers in die Schutthalde Frau und Tochter verloren hatte, wollte hier nicht mehr

bleiben. Es lag ihm nichts daran, einen vorteilhaften Preis zu erzielen, es lag ihm mehr daran, die Wohnung loszuwerden.

Dieser vorige Mieter: ein Bekannter, den mein Vater damals zufällig getroffen hatte. Als wir noch bei der Großmutter wohnten, in der russischen Zone. Den Mantel hatte er auf dem Naschmarkt bekommen, von den russischen Soldaten, die er dort, fix wie er war, zu fotografieren begann. Und das war, so mein Vater, gar kein schlechtes Geschäft - nach einer etwas heiklen Anfangsphase, in der er zumindest riskierte, dass sie ihm die Kamera einfach wegnahmen, hatte er ihr Misstrauen abgebaut, ja sogar ihr Vertrauen gewonnen. Dann ließen sie Fotos von sich machen, auf denen sie sich zu dritt oder zu viert um die Schultern fassten oder auch einzeln dastanden, ins Objektiv lachend, mit einem Huhn oder Kaninchen oder auch mit einer Flasche Schnaps in der in Siegerpose erhobenen Hand. Sie zahlten auch gut, allerdings zumeist in Naturalien. Oft kam mein Vater mit einem Sack voll Kartoffeln zurück oder mit einer Kiste voll Kraut und Rüben. Manchmal kam er sogar mit einem in Zeitungspapier eingewickelten Riesenstück Fleisch daher, das barbarisch aussah, aber wir waren froh darüber.

Doch eines Tages habe ihn eben einer mit diesem Mantel bezahlt. Nein, das sei gar kein schlechter Mantel gewesen. Ein gut gefütterter Mantel mit Fischgrätmuster. In den Kragen hatte wahrscheinlich die Frau dessen, der den Mantel einmal getragen hatte, ein Stück Kaninchenpelz hineingenäht.

Nur war dieser Mantel für meinen Vater zu groß. Nicht nur *ein bisschen* zu groß - in diesem Fall hätte meine Mutter die Ärmel kürzen und neu säumen und von der Länge etwas einnähen können. Nein, dieser Mantel war einfach *viel zu groß*. Das habe der Russe, der meinem Vater den Mantel umgehängt habe, zwar nicht wahrhaben wollen, gut, gut, habe er gesagt, und ihm ermutigend auf den Rücken geklopft, aber der Mensch, der diesen Mantel früher getragen hatte, musste, so mein kleiner Vater, ein Riesenlackel von Mann gewesen sein.

Das war also die Lage. Mit dem Mantel über dem Arm ging mein Vater auf der Wienzeile stadteinwärts. Wenn er sich weit genug von dem Russen entfernt hatte, dem zu widersprechen nicht ratsam war – wahrscheinlich war er eine Seele von einem Menschen, aber man durfte ihn nicht beleidigen –, würde er das gute Stück gegen irgendetwas für ihn oder uns Brauchbareres eintauschen. Aber da sei ihm dieser Bekannte, ein gewisser Herr Baal, über den Weg gelaufen, ein Kollege, ein Journalist, den er noch aus den Jahren vor dem Krieg gekannt habe. Und sie seien miteinander ins Gespräch gekommen.

Auch wenn ihm der Herr Baal, früher ein munterer Mensch, eigenartig wortkarg erschienen sei. Also habe zuerst vor allem mein Vater geredet. Und habe erzählt, dass er und seine Frau, ausgebombt, mit ihrem kleinen Buben, also mit mir, vorläufig bei seiner Mutter in der Heumühlgasse wohnten. In einer Zimmer-Küche-Wohnung, und das sei natürlich besser als nichts, aber er hoffe, früher oder später etwas anderes zu finden.

Du suchst also eine Wohnung, habe darauf der Herr Baal gesagt, nachdem er einen Schluck Wein genommen habe, sie waren nämlich inzwischen in einem Gasthaus gelandet, es war November, und draußen war es schon ziemlich unwirtlich. Ja, habe mein Vater gesagt, früher oder später wird sich was ergeben. Es ergibt sich schon, habe der Herr Baal gesagt, du kannst *meine* Wohnung haben. Und dann habe er ihm von dem Unglück erzählt, das ihm widerfahren war, und dass er in der Wohnung, in der das geschehen sei, nicht mehr leben wolle.

Ja, aber ..., habe mein Vater gesagt. Was willst du denn dafür? Weißt du was, habe der Herr Baal gesagt, gib mir einfach diesen Mantel! Das ist doch ein schöner Mantel, ein warmer Mantel! Und dann habe er den Mantel probiert, und er war ein ziemlich großer und starker Mensch, also habe ihm der Mantel gepasst.

Dieser Herr Baal habe dann nicht mehr in Wien bleiben wollen. Er habe vorgehabt, irgendwohin auszuwandern. War es Kanada? Oder gar Alaska? Jedenfalls war es ein kaltes Land. In meiner kindlichen Phantasievorstellung habe ich ihn dann, gleich nachdem er den Mantel

angezogen und meinem Vater die Wohnungsschlüssel auf den Tisch gelegt hatte, aus dem Gasthaus weggehen gesehen, den Mantelkragen mit dem Kaninchenpelz aufgestellt, denn draußen hatte es inzwischen zu schneien begonnen.

Ob sich die Katze an diesen Herrn Baal erinnerte? Und an seine Frau und seine Tochter, die in die Schutthalde gestürzt waren? Aber nein, das sind Projektionen aus meiner heutigen Position. Damals, als Kind, kam ich gar nicht auf die Idee, sie mit diesen Leuten in Verbindung zu bringen.

Oder doch? Ich war ein nachdenkliches Kind. Und Murli, die Schwarze, war eine nachdenkliche Katze. Jetzt sehe ich uns beide wieder am Erkerfenster. Und wir schauen wieder hinunter in die Hainburger Straße und auf den sandigen Platz, den es längst nicht mehr gibt.

Murli und ich. Wenn ich am Fenster knie oder lehne und sie auf dem Fensterbrett sitzt, sind unsere Köpfe auf demselben Niveau. Wenn sie mir ihren Kopf zuwendet, schau ich in ihre großen gelben Augen. Keine Rede davon, dass sie meinem Blick ausweicht. Aber manchmal steht sie abrupt auf und geht wieder hinaus aufs Sims.

Dass dieses Sims, das jetzt so jäh endet, früher noch weitergegangen sein soll, vor einem oder sogar zwei Fenstern ... Einem oder zwei Fenstern, aus denen nun niemand mehr schauen kann, weil sie nicht mehr da sind ... Das gibt mir zu denken, das ist beunruhigend, aber auch interessant ... Wenn ich doch *auf die Gasse* hinuntergehen darf, was meine Mutter zwar nicht gernhat, aber letzten Endes doch erlaubt (lass ihn, er muss ja ein bisschen streunen und seine Erfahrungen machen, sagt mein Vater, der selbst gern streunt), stehe ich manchmal ganz einfach da unten und schau hinauf.

Das also ist das Haus, in dem wir wohnen ... Sozusagen ein invalides Haus ... Dort ist das Erkerfenster, an dem ich so gern knie, da das Sims, auf das sich die Katze vielleicht doch nicht gar so weit hinauswagen sollte ... Danach ist die Außenwand aufgerissen, und da

sieht man noch ein paar Balken, die im Nichts enden, Fetzen mit einem Blumenmuster bemalter Tapeten, abgebrochene Reste des Parkettbodens.

Das ist der Boden, den wir im Erkerzimmer noch haben. Aber von hier an verliert man ihn unter den Füßen. Ein paar Schritte weiter würde er uns abhandenkommen. Wenn ich unten, auf dem Gehsteig, weit genug nach links gehe, sehe ich die Tür, die mein Vater zugenanagelt hat, von außen.

Ich bin erwacht in einem halben Haus, werde ich beinahe vierzig Jahre später schreiben. Und das stimmt ja, sage ich zu der jungen Frau mit dem Mikrofon, die wiedergekommen ist (heute habe ich den Termin, den wir vereinbart haben, nicht vergessen). Ein Teil des Hauses, in dem ich einen ganz wesentlichen Teil meiner Kindheit verbracht habe, war weggebrochen. Und das ist ein Bild, das mir als Autor sozusagen geschenkt wurde, dieses halbe, dieses invalide Haus, in dem ich mich, als ich *erwache*, also im Alter von vier oder fünf Jahren, vorfinde.

Manche Erwachsene nennen mich altklug, weil ich schon daherrede *wie ein Großer*.

Andere finden, ich sei halt ein bisschen verträumt. Weil ich, auch wenn wir uns im selben Raum befinden, nicht immer *dort* bin, wo *sie* sind, sondern, behaupten sie, *in meiner eigenen Welt*. Andere wieder unterschätzen meine Präsenz, glauben, sie können so tun, als wäre ich nicht da, und einfach über etwas sprechen, das ich nicht höre, weil ich es angeblich noch nicht verstehe.

Es gibt Wörter, auf die eine eigenartige Betonung gelegt wird. Das Wort *Jud* zum Beispiel. Oder das Wort *Nazi*. Liegt es nur an der Betonung, dass mir diese Wörter peinlich vorkommen? Ich mag sie nicht, diese Wörter, aber ich spitze die Ohren, wenn sie fallen.

Ich bin erwacht in einem halben Haus / da geht der Wind, werde ich schreiben. Auch an windstillen Tagen weht immer eine gewisse Zugluft von der Schutthalde herein. *Der Wind geht durch die Wände ein und aus*, werde ich schreiben. Und dass ich ein Kind bin, werde ich schreiben, vielleicht ein Judenkind, vielleicht ein Nazikind (womöglich